



## Der Schnitzer-Loisl.

Skizze aus dem Leben eines Kunsthandwerkers.

Von Er. Krafft.

### 3. Am Feste Mariä Geburt.

Schluss.



Am Vorabende des Festes Mariä Geburt war das Kunstwerk Loisl's fertig aus des jungen Künstlers Werkstatt abgeholt und in die Wallfahrtskirche übergeführt worden. Der jugendliche Meister selber und der Pfarrherr waren dabei, damit ja keine Schädigung durch irgendeine Lässigkeit der Arbeitsleute vorläme. — Und alles war wohl gelungen: das Marienbild prangte inmitten von leuchtenden Blüten und duftigen Girlanden auf dem neuen Altare, und weingleich auch dieser sehr künstlerisch ausgeführt war, so trat er vor dem Madonnenbilde doch fast völlig in den Hintergrund.

„Aber, Mutter,“ plauderte Loisl abends im engen Stübchen, „wie froh bin ich, daß alles so gut gegangen ist! Sieh' her, der Herr Pfarrer hat mir schon mein ganzes Honorar ausbezahlt und mich morgen noch obendrein zu sich zu Tisch geladen: ich soll mit dem hochwürdigsten Herrn Bischof und den andern hohen Herrschaften an einer Tafel speisen.“

Er legte der Mutter einige Geldrollen in die Hand und drückte diese im Ueberschwange seiner freudigen Gefühle fest und innig.

Die Witwe überrieselte es eigenartig bei diesem Händedruck. — „Ach, Kind,“ seufzte sie, „ich würde mich von ganzem Herzen mit dir freuen, wenn ich nicht wieder die Besürchtung haben müßte, daß du nicht ganz wohl bist.“

„Wieso, Mutter?“

„Du lieber Himmel, Loisl! Deine Hand glüht geradezu und deine Augen schimmern so sonderbar!“

„Das ist, weil ich so froh, so glücklich bin, Mutter! Alles ist gekommen, wie wir's gewünscht, und ach — von morgen ab werden so viele, viele Menschen vor meinem Madonnenbilde knien, um der lieben Gottesmutter zu huldigen!“ —

Das Einweihungsfest des neuen Mutter-Gottes-Altars und der herrlichen „Königin der Märtyrer“ darauf war glänzend.

Tausende von Gläubigen waren von nah und fern an dem beliebten Wallfahrtsorte zusammengeströmt. In der festlich geschmückten Kirche stand die Menge der Andächtigen, Kopf an Kopf gedrängt, um dem Gottesdienste und der Festpredigt heizuwohnen, die der Diözesanbischof selbst hielt, um zuletzt den feierlichen Weiheakt an dem neuen Marienaltar vorzunehmen.

Wie mächtig berührte es die Andächtigen, als der Oberhirte im Anschlusse an die Schilderung der Schönheit des Mutter-Gottes-Bildes zu recht fleißiger Verehrung Mariens aufforderte: „Schauet hin auf die Königin des Himmels! Sie ist als Mutter des allmächtigen Gottes die beste Mittlerin bei ihrem lieben Sohne, die wahrhaftige „Hilfe der Christen!“ Aber sie ist auch die Mutter des Leidenden Gottmenschen, die um ihr verfolgtes, gekreuzigtes Kind die denkbar höchsten Seelenqualen hienieden durchkosten mußte, die darob mehr gelitten, als alle Märtyrer, und darum ist sie die „Königin der Märtyrer“. Und sollte sie als solche bloß die Gönnerin und Freundin derjenigen auserwählten Kinder Gottes sein, die ihr Blut für ihren Sohn verspritzten, der wahrhaftigen Märtyrer? Nein, sie hat auch die stillen Leiden des Lebens bis zur Reize gekostet, und deshalb ist sie sicherlich die beste, mildeste Trösterin in allem herben Erdenleide, die Königin der stillen Dulder und Dulderinnen!“

Manches Auge feuchtete sich ob dieser Worte, manches leidbellemmte Herz war darob getröstet.

Und Alois Merle?

In seinem Herzen arbeitete es gewaltig; die hellen Tränen schossen ihm in die Augen, und er stand nun selber unter dem Eindrucke, den sein Bild auf den Bischof, auf hoch und nieder, auf groß und klein machte.

Er empfand in diesem Augenblicke nichts mehr von den stechenden Schmerzen, die er so oft in der Herz- und Lungen-egend spürte: alle Mühsale der Arbeit, die er bei Schaffung der Statue gehabt, traten vor seinem jetzigen Glückseligkeitsgefühl zurück.

Er hörte nicht, wie der Bischof am Schlusse seiner Weiherede in warmherzigen Worten auch des Schöpfers des Bildes gedachte, wie er seine hohe Kunstfertigkeit hervorhob und ihm die sichere Dankbarkeit der allmilden Himmelsfrau in Aussicht stellte.

Erst durch das laute Schluchzen seiner Mutter wurde Moïis jener Auszeichnung seitens des Bischofes sich vollbewußt und freute sich herzlich darüber.

Angenehm berührte es auch den jungen Künstler, als ihm nach dem Gottesdienste seine Mitbürger zu dem errungenen, wohlverdienten Erfolge herzlichst gratulierten, und als er auch für viele Fremde sich als Gegenstand anerkennender Aufmerksamkeit erblickte.

Dazu kam noch die gütige und allgemeine Herzlichkeit, die man ihm beim Festmahle im Pfarrhause entgegenbrachte, und die Versicherung des Bischofes, er werde den jungen Künstler in der Diözese für Aufträge empfehlen. Moïis fühlte sich so gehoben und schaffensfreudig gestimmt, wie noch nie im Leben, als er abends zu seiner Mutter zurückkehrte.

„Mutter, rief er ihr zu, „das war der schönste Tag meines Lebens! Ich bin so glücklich, daß ich's nicht zu sagen vermag.“

„Und doch zitterst du am ganzen Körper?“

Moïis wollte die besorgte Mutter nicht über Gebühr aufregen. — „Ich bin zu ergriffen von den vielen mächtigen Eindrücken, die heut' auf mich eingestürzt sind,“ verschleierte er seinen wirklichen krankhaften Zustand; „ich will mich etwas ausruhen — dann vergeht das Gliederzittern von selbst.“

Die Witwe eilte dem Sohne voraus in dessen schlichtes Stämmerlein und machte ihm die äruliche Lagerstätte zurecht. „Geruhlsame Nacht, Moïis! Unser Herrgott und Unsere Liebe Frau mögen dich beschützen!“

Als die Mutter hinter sich die Türe ins Schloß gezogen hatte, blieb sie noch ein paar Minuten stehen und horchte. Deutlich vernahm sie die schnellen, schweren und mühsamen Atemzüge ihres Sohnes. Ihre arbeitsiharte Hand fuhr zum Herzen: hier pochte und jagte es heftig und drückend zog eine schwere Ahnung durch ihr Gemüt.

#### 4. Vollendet.

Einige Tage gingen ins Land.

Moïis Merle hatte sich von seinem Lager, das er an seinem Ehrentage aufgesucht, nicht wieder erhoben. Schon in der darauffolgenden Nacht war er in ein heftiges Fieber gefallen und am nächsten Tage erlitt er einen schlimmen Blutsturz.

Nicht bloß die Mutter des Künstlers, auch fast das ganze Dorf geriet darob in Aufregung. Man umringte den Arzt, wenn dieser von dem Kranken zurückkam, um ihn nach dem Verlaufe der Krankheit zu fragen.

Herzlichste Teilnahme zeigte der Ortspfarrer, der Moïis jeden Tag besuchte und ihm öfters Wein und Erfrischungen zukommen ließ.

Allein alle Fürsorge versagte: der Arzt schüttelte bei den Fragen der Dörfler immer bedenklicher den Kopf und die Miene des Marien-Pfarrers wurde täglich besorgter.

An einem klaren Herbstmorgen erklang vom Turme der Pfarrkirche das Glockenzeichen, daß der Priester sich zu einem Verzehrgange rüstete.

Die Leute traten vor die Häuser und blickten sich fragend an. „Gewiß ist der „Herr“ zum Schnitzer-Voisl gerufen,“ mutmaßten sie. — Dem war so.

Von zwei Chorknaben begleitet, trug der Herr Pfarrer den Leib des Herrn zu dem Kranken; vor ihm her schritt der Mesner mit der brennenden Laterne.

Die Leute knieten nieder; manche schlossen sich dem Zuge an und gaben dem Hochwürdigsten Gute das Ehrengelichte.

Zu beiden Seiten des Hauseinganges knieten Leute, mit Lichtern in den Händen.

Zwei Kerzen flackerten im Stübchen auf einem weiß gedeckten Tischchen, in dessen Mitte das von dem Kranken geschnitzte Kreuzifix stand; zur Rechten und Linken dufteten die letzten Rosen aus dem Gärtchen vor dem Hause.

Mühsam, fast lächelnd lag der Künstler auf seinem Schmerzenslager; die weißen Hände waren gefaltet, die bleichen Lippen lispelten Gebete. Die Mutter kniete neben ihm.

Der Herr Pfarrer stellte das Verzehrkreuz auf den weiß gedeckten Tisch und richtete mit ergriffener Stimme einige Worte der Erhebung an Moïis.

„Mein lieber Freund,“ sagte er, „der liebe Heiland ist zu dir gekommen, um dich zu stärken und zu erquicken in deinem Leiden. Wenn es Sein heiliger Wille und für dein Wohl erspriesslich ist, so wird Er dich auch leiblich gesund machen. Will Er dich aber abberufen, will Er dir schon jetzt den Lohn gewähren, den Er Seinen Getreuen versprochen, so ist dir der Leib Christi die Seelenspeise, die dich hinübergeleitet wird zu Gottes Anschauung, zu ewigem Frieden, zu ununterbrochener Freude. Ergib dich ganz in Gottes Fügung und preise Seinen heiligsten, gerechtesten und liebenswürdigsten Willen.“

Der Kranke nickte mit dem schwachen, abgezehrten Kopfe und seine Augen blickten sehnsüchtig nach der heiligen Hostie.

Der Priester verrichtete die vorgeschriebenen Gebete und reichte alsdann dem Jüngling den Leib des Herrn. Moïis verharrte minutenlang in tiefster Andacht. Als er die Augen wieder aufschlug, streckte er die magere Rechte seinem Seelenhirten entgegen.

„Dank, vielen Dank, Herr Pfarrer,“ lispelte er, „für alles Gute, das Sie mir erwiesen haben. Aber noch eine Bitte hätte ich: Nehmen Sie sich meiner Mutter an!“

„Hab' keinen Kummer, Moïis,“ entgegnete der Herr Pfarrer; „für die werd' ich sorgen, solltest du wirklich uns entrisseu werden. Sie kann ihre alten Tage bei mir im Pfarrhause beschließen. Damit kann ich dir meinen Dank für dein schönes Bild erstatten!“

In Moïis Augen zitterten zwei große Perlen.

Der Priester segnete Moïis nochmals, versprach ihm, noch etwas zu senden, was ihn besonders freuen werde, und verließ dann bewegt mit seinen Begleitern das Gemach. Nach einer Stunde sandte er Moïis eine Photographie seines Kunstwerkes, die der Künstler nicht mehr aus der Hand ließ.

Es ist gegen Abend desselben Tages.

Ueber unserm oberbayerischen Dörfchen schwebt der Hauch des Abendfriedens; die Vandleute kehren vom Felde zurück, aus den niedrigen Schornsteinen wirbeln kleine, blaue Rauchwölkchen zum wolkenlosen Himmel empor — die Hausfrauen richten das bescheidene Mahl her.

Kühle Herbstluft weht in dem Tale, das bereits von düstigem Spätrote purpurn überhaucht ist, während die schnee-glitzernden Berge noch im Vollglanze der scheidenden Sonne funkeln.

Vom kleinen Turme der Pfarrkirche erklingt das Aveläuten: süß, milde, friedvoll ruft die eiserne Zunge über die Häuser hin — wie Engelslaute, die im Namen der Himmelskönigin den Frieden allen Guten verkünden.

Und friedensverkündend hallt sie auch in das Häuschen unseres sterbenden Künstlers hinein. Marmorbleich, mit schon halb geschlossenen Augen, liegt Moïis auf seinem Lager.

„Mutter,“ hauchen seine Lippen, „Mutter, hörst du, wie die „Königin der Märtyrer“ ruft? Bald bin ich bei ihr! Ich bin bereit! — Und dieses Bild“ — mit dem Aufgebote seiner letzten erlöschenden Kraft hob er die Photographie seiner „Königin der Märtyrer“ ein wenig empor — „gibst du mir mit ins Grab, Mutter, nicht wahr?“

„Ja, Voisl, ja!“ erwiderte schluchzend die arme Frau.

„Ave Maria!“ lispelte noch einmal der Mund des Sterbenden.

Noch ein letztes Aufklappen der Augen zu der Mutter und zu dem Bilde, das er geschaffen, dann ein Stöhnen, und die edle Seele des Künstlers hatte sich vom Irdischen losgerungen.

Vom Hausgärtchen her drang der milde Duft der Aeseden in das Totengemach. Durchs Fenster blickte der Abendstern. Die Mutter kniete vor dem Kreuzbilde, das Voisl geschnitzt, und betete unter heißen Tränen das erstemal für seine Seelenruhe. — Und zur selben Zeit kniete in der Wallfahrtskirche der greise Ortspfarrer vor dem Bilde der „Königin der Märtyrer“. „Sei Fürsprecherin“, betete er mit erhobenen Händen, „für die Seele deines Dieners! Er hat sein Leben in einem Werke zu deiner Ehre geopfert. Führe seine Seele deinem allmächtigen Sohne zu!“

## Der Rosenkranz.

Die Sonne lockt der Blumen Triebe  
Tief aus der Erde stillen Heim,  
So weckt auch Mutter-Gottes-Liebe  
Im Herzen mancher Rose Keim.

Von roten Rosen und von weißen  
Welch Blüten, Welch ein Duft und Glanz!  
Dir, Jungfrau, pflücken wir's und heißen  
Voll Freud' es — unsern Rosenkranz.

H. Ppik, S. J.

## Don Bosco und seine Werke.

Von A. Pils.

Fortsetzung.

### 8. Don Boscos Tod.

Ein Leben, das so Außerordentliches geleistet, mußte sich allmählich erschöpfen und so löschte das Lebenslicht Don Boscos denn auch wie eine Kerze aus, die sich selbst verzehrt hat.

Im Januar 1888 erkrankte er schwer im Hauptrotorium zu Turin. Während der Krankheit sprach er öfters für sich und seine Umgebung folgende bezeichnende Sätze: Es geschehe der Wille des Herrn! Herr, ich bin in Deiner Hand! O Maria, Mutter der Gnade! Liebet eure Feinde! Suchet das Reich Gottes! Helfet einander! Gebet ein gutes Beispiel!

Am Feste des heiligen Franz von Sales — 29. Januar — fühlte er sich dem Tode nahe. Er wurde auf der rechten Seite gelähmt, blieb jedoch bei Bewußtsein. Die heiligen Sterbsakramente hatte er bereits empfangen. Zeitweise öffnete er die Augen, wenn einer der Priester des Hauses ihm vorgebetet hatte. Am 31. Januar, morgens 2 Uhr, begann Bischof Cagliero, der zum Bischofsjubiläum Leo XIII. aus Südamerika herübergekommen war und nun seinem Obern die letzten Dienste erweisen konnte, die Sterbegebete und es wurden alle geistlichen Söhne des Hauses gerufen, um Augenzeugen des seligen Heimganges ihres Vaters zu sein. Don Rua, der Generalvikar Boscos, welcher sah, daß der letzte Augenblick gekommen sei, flüsterte dem Sterbenden ins Ohr: „Segne deine Söhne!“ Bosco schien es zu verstehen und mit der rechten Hand, geführt von der Don Ruas, segnete er alle zum letztenmal. Es war eine ergreifende Szene, die an den Patriarchen Jakob inmitten seiner Söhne erinnerte. Alle Umstehenden zerfloßen in Tränen. Um 3 Uhr kam aus Rom ein Telegramm des Kardinals Rampolla, welches den Segen des Heiligen Vaters überbrachte. Man las es Bosco vor.

Um halb 5 Uhr läutete nebenan die Glocke der von Bosco erbauten Maria-Hilf-Kirche zum Ave Maria. Die Versammelten beteten schluchzend das Angelus Domini. Dann sahen sie den Sterbenden noch einmal die Augen aufschlagen und er flüsterte: „Es lebe Maria!“ Das waren seine letzten Worte und Don Boscos große Seele war dem Irdischen entflohen. Das Weinen der Anwesenden wurde von Gebeten und Trostworten unterbrochen und der Schmerz durch die Hoffnung gemildert, daß ein schöner Morgen der befreiten Seele des Verbliebenen aufgegangen sei.

Der Leichnam wurde alsbald mit den kirchlichen Gewändern bekleidet. Mit dem violetten Messgewande angetan, das Birett auf dem Haupte, das Kreuzifix in den Händen, saß Bosco tot in einem Sessel und ruhte nun aus von den Riesnarbeiten seines langen, tatenreichen Lebens. Bis 6 Uhr früh blieb der Leichnam Boscos in dieser Weise auf der Veranda vor seiner Privatkapelle aufgestellt, dann wurde er in die kleine nebenanstehende Kirche des heiligen Franz von Sales getragen und aufgebahrt.

Jetzt wurden die 1000 Zöglinge des Hauses herbeigerufen, um die sterbliche Hülle ihres größten Wohltäters zu sehen. Die Szenen, die sich abspielten, sind nicht zu beschreiben. Wer wollte es dieser Schar verdenken, in die lautesten Ausbrüche des Schmerzes auszubringen! Die Priester begannen das Toten-Offizium, die Zöglinge ihre Gebete; aber sie, die Zeugen der Tugenden des Verewigten gewesen, empfanden einen unwiderstehlichen Zug, seine Fürbitte anzurufen. Die ganze Familie Boscos war hier in Trauer versammelt, in der ersten Kirche, die Bosco 1856 erbaute und in welcher Erinnerungen an seine Liebe und Großmut in Fülle auftauchten. Auch das Publikum wurde hier vorgelassen und die Zahl der Besucher wurde an diesem Tage auf 4000 geschätzt. „Ein Heiliger!“ hörte man oft ausrufen.

Bei 1000 Telegramme, Briefe usw. aus allen Gegenden, wo die Salesianer bekannt sind, drückten die Teilnahme aus, ebenso erschienen zahllose Blätter aller Parteien mit Trauerartikeln.

Die Leiche Boscos blieb bis 2. Februar früh in der Kirche des heiligen Franz von Sales aufgestellt, wobei auch während der Nacht Priester und Zöglinge abwechselnd beteten.

In der Frühe des Lichtmessfestes wurde Bosco in einen dreifachen Sarg und in denselben eine Urkunde mit seinen Lebensdaten gelegt.

Um 9 Uhr übertrug man den Sarg in die große Kirche Maria-Hilf, wo Bischof Cagliero unter zahlreicher Assistenz das Requiem zelebrierte. Nachher blieb der Leichnam bis nachmittags 3 Uhr in der Kirche und wieder strömten tausende herzu, ihn zu sehen.

Dann fand der Leichenzug durch Turin statt. Er war wohl eine Stunde lang und 100000 Menschen bildeten Spalier. Beim Anblick des Sarges Boscos hörte man Schluchzen und tausendmal die Worte: „Er war ein Heiliger!“

Unmittelbar hinter dem Sarge schritt Don Rua, der Generalvikar Don Boscos, begleitet von Don Durando und Don Sala. Als Nachfolger Don Boscos zog er aller Blicke auf sich.

Als der Leichenzug die Kirche Maria-Hilf wieder gefüllt hatte, sprach Bischof Vertagna von Cafarnao die Absolution und nun drängte sich das Volk abermals vor, die Bahre zu berühren und zu küssen.

Die Leiche wurde dann in einer Kapelle der Kirche aufbewahrt, da die Erlaubnis, Bosco in der von ihm erbauten Marienkirche beizusetzen, trotz der Fürsprache der Prinzessin Klotilde, von Minister Crispi abschlägig beschieden war.

Am 4. Februar wurden die Ueberreste Don Boscos in das Noviziat der Salesianer in Val Salice bei Turin überführt und es wird der Tag kommen, an dem sie im Triumph nach Turin übertragen werden. Sein Sterbegemach wird in dem Zustande gelassen, in dem es der Vinzenz von Paul des 19. Jahrhunderts, wie das Londoner Weltblatt, die „Times“, Don Bosco nannte, verließ. Es ist von klassischer Einfachheit. In einer Ecke des von einem Fenster erhellen Zimmers steht eine eiserne Bettstelle, auf welcher zwei Matratzen liegen. Ein Leintuch und eine Wollendecke sind darüber gebreitet. Dann findet sich ein altes Schreibtischchen mit Schubladen oben und unten, darauf eine altmodische Dellampe. Nebenan ein altes Kanapee, von einem vielbenützten Ueberwurf bedeckt.

Im Hintergrunde des Zimmers steht ein Glasschrank mit Gegenständen, die zu Don Bosco in Beziehung standen. Es finden sich darunter eine von Papst Pius IX. geschenkte weiße Soutane, Stöcke, Wäschestücke und Hüte, von denen manche wie neu aussehen. Damit hat es folgende Bewandnis. Es kam häufig vor, daß Bosco beim Besuche einer Kirche, eines Hauses an Stelle des abgelegten alten Hutes einen neuen vorfand. Der alte wurde gegen den neuen vertauscht, um sich ein Andenken an Don Bosco zu sichern.

Die Wände des Sterbezimmers sind mit Photographieen, einem Stahlstich nach Raffael, einem Bildnis des heiligen Johannes des Täufers, in ärmlichen Rahmen, geschmückt. Im Vorzimmer steht ein einfacher Sessel zwischen zwei Knieschemeln. Hier brachte Don Bosco einen großen Teil des Tages damit zu, seine Zöglinge Beicht zu hören und jung und alt, geistlich und weltlich Rat und Trost zu spenden. Die Wände des Vorzimmers sind mit Landkarten der südamerikanischen Missionsgebiete der Salesianer behangen.

Diese ärmlichen Wohnräume allein sagen uns, daß Bosco, durch dessen Hände Millionen von Almosen für seine armen Jungen gingen, für sich nichts hatte und wollte, alles aber tat und opferte für die Seinen, um sie für Christus zu gewinnen.

Die zahllosen wunderbaren Ereignisse im Leben Don Boscos, die an die großen Heiligen der Kirchengeschichte erinnern, haben alsbald nach dessen Tode den Erzbischof von Turin veranlaßt, den bischöflichen Prozeß zur Seligsprechung einzuleiten. Die Akten gelangten nach Rom und soeben, durch Dekret vom 23. Juli 1907, wurde Don Bosco für ehrwürdig erklärt, somit die erste Stufe der kirchlichen Anerkennung seiner heroischen Tugenden und seiner Verehrung schon 19 Jahre nach seinem Tode erreicht. Seine Zeitgenossen können es vielleicht erleben, daß ihm die Ehre der Altäre zuerkannt wird.

### 9. Don Rua — der Nachfolger Boscos.

Don Bosco hat als seinen Nachfolger in der Leitung seines Riesenwerkes den Priester Don Michael Rua bezeichnet und Leo XIII. bestätigte ihn am 11. Februar 1888 als Generalvikar der Salesianer. Man wird sich nicht verhehlen können, daß der Nachfolger seinem Vorgänger in dessen großen Eigenschaften nahe stehen müsse. Und so ist's auch. Don Rua wurde von Don

Bosco für sein Amt von Jugend an erzogen. 1850, mit vierzehn Jahren, trat er — der Sohn eines Arbeiters — in das Dratorium des heiligen Franz von Sales ein und es wurde ihm bald das Vertrauen erwiesen, die übrigen Zöglinge zu überwachen. Bosco wurde sein Beichtvater und er gewann den Jüngling wegen seiner Frömmigkeit und seinen Geistesgaben lieb. Er eröffnete ihm, daß er ihn zum Priester ausbilden lassen möchte, und in drei Jahren hatte Rua fünf Gymnasialklassen durchgemacht, was ihn nicht hinderte, jedesmal der Erste zu sein. Mit glänzendem Erfolge studierte Don Rua am Priesterseminar zu Turin Philosophie und Theologie und wurde 1860 zum Priester geweiht. Er widmete sich dann in den Instituten Boscos dem Lehrfache. Die staatlichen Inspektoren staunten über seine Erfolge, um so mehr, da er sich nicht eines offiziellen Diploms erfreute. Nach zwei Monaten Vorbereitung machte er das akademische Examen. Die meisten Mitbewerber um das Lehramts-Diplom fielen durch, der kleine Abbé von Valdocco aber, der seine Studien neben dem angestrengtesten Berufe machen mußte, feierte einen wahren Triumph.

Er wurde dann zum Superior des Institutes Mirabello-Montferrato ernannt, aber als Direktor des großen Institutes in Turin zurückberufen, sodann zum Präfecten der ganzen Gesellschaft der Salesianer, dann zum General-Vicar und Stellvertreter Boscos bestimmt. Zwischen beiden gab es nun keine Geheimnisse mehr und niemand kannte und verstand die Absichten und Pläne Boscos besser und befolgte sie getreuer als Don Rua.

Als einen Beweis, wie sehr Don Boscos sich frühe Don Rua als den Fortsetzer seiner Werke dachte, führen wir folgende Tatsache an:

Im Jahre 1867 war Don Rua plötzlich krank geworden und alsbald in einem so hoffnungslosen Zustande, daß er seine Brüder bat, ihm die heiligen Sterbsakramente zu reichen. Man hörte seine Beichte, aber niemand wagte, ihm die heilige Kommunion zu reichen, da man diese heilige Funktion durch Don Bosco vollziehen lassen wollte, der sich aber gerade auf einer Bettelreise für die Institute befand und nach kurzer Zeit zurückkehren sollte. Endlich kam er. Man sagte ihm sogleich, daß Don Rua am Sterben sei und daß er ihn schleunigst besuchen sollte. Don Bosco verriet bei dieser Nachricht nicht die geringste Bestürzung. Er blieb ganz kühl, ging ins Refektorium, um ruhig das Abendessen einzunehmen. Dann ging er auf sein Zimmer und bemerkte zu seiner Umgebung, er werde Don Rua am Morgen besuchen.

Als einige an diesem seltsamen Benehmen Aergernis zu nehmen schienen, sprach Don Bosco beschwichtigend: „Don Rua wird nicht sterben!“ Als der Arzt entschiedene Zweifel über diese Rede äußerte, entgegnete Bosco: „Beruhigen Sie sich, mein lieber Doktor, und sprechen Sie nicht so; Sie wissen nicht, was Don Rua noch alles zu tun hat.“

Die Prophezeiung hat sich 21 Jahre später erfüllt. Don Rua hatte als Nachfolger Boscos seine Werke zu befestigen und auszubereiten und es ist ihm in nahezu 20 Jahren auch mit erstaunlichem Erfolge gelungen.

Don Rua gilt als das Muster eines Priesters. Man nennt ihn „die lebendige Regel“, da er ganz ein Mann innerer und äußerer Ordnung ist. Seine Liebenswürdigkeit, besonders gegen die Kranken, ist in Turin allbekannt. Um ihn zu verhindern, gegen sich allzustreng zu sein, mußte ihm Don Bosco in seiner Tagesordnung die Zeit der Ruhe feststellen, die er dann wohl oder übel einhalten mußte. Ohne diese Maßregel wäre er wohl der

allseitigen Beschäftigung und den Uebungen der Askese erlegen. Er ist von Natur aus schwächlich und da sich hierzu die Strenge gegen sich selbst gefellt, macht er den Eindruck eines vollendeten Asketen.

Eine Eigenschaft kommt ihm als Generalsuperior der über Italien, Frankreich, Spanien und Südamerika ausgebreiteten Gesellschaft der Salesianer sehr zustatten, das ist sein außerordentliches Gedächtnis. Er kennt fast alle Mitglieder der salesianischen Kongregation; er weiß ihre Vor- und Zunamen, den Ort ihrer Geburt. Er weiß, womit sie sich beschäftigen und wofür sie sich besonders eignen.

Er schreibt und spricht trefflich Lateinisch, Griechisch, Italienisch, Französisch und Spanisch und weiß sich auch deutsch und englisch auszudrücken, so daß er der Entwicklung der Kongregation in allen Ländern folgen kann. — Daß er alle Hebel in Bewegung setzte,

um den Heiligen Vater von der Bestätigung als Generalsuperior der Salesianer abzuhalten, ist bei seinem heiligmäßigen Lebenswandel nicht zu verwundern. Zu erwähnen ist, daß auch seine Mutter wie die Mutter Don Boscos als Witwe all ihre Habe dem Dratorium zum Opfer brachte und in den salesianischen Instituten als Haushälterin ihre Tage beschloß. Beide Frauen haben sich durch ihre vortrefflichen Eigenschaften in den Instituten Don Boscos unvergesslich gemacht.

Machen wir auch der Wohnung des Nachfolgers Don Boscos einen Besuch. Sie verrät uns seine ganze Persönlichkeit.

Neben dem Sterbezimmer Don Boscos im Dratorium des heiligen Franz von Sales ist Don Ruas Arbeits- und zugleich auch sein Schlafzimmer. Alles ärmlich und einfach.

Auf dem Tischbrette des Schreibpultes steht ein Kasten mit Fächern, in welchem jedem eine Anzahl Briefe sorgfältig aufeinander geschichtet liegen. Jedes Fach ist mit einer Aufschrift versehen, die nur auf einem aufgeklebten Zettelchen steht. Ein Blick auf diese Aufschriften verschafft uns eine Ahnung von dem Umfange der Korrespondenz Don Ruas. Da lesen wir: Piemont, Ligurien, Venetien, Rom, Sizilien, Frankreich, Spanien, Argentinien, Patagonien, Uruguay, Feuerland, Ecuador, Brasilien, Zentralamerika, Vorstände der Häuser, Schwestern, Verschiedenes.

Ein altes, abgebrauchtes, hölzernes Falzbein zum Ausschneiden der Briefe und ein einfaches Schreibzeug bilden die weitere Ausstattung des Pultes.

An den Wänden sind einfach eingerahmte Tafelchen mit Bildern und Schriftstücken: ein Bild der Mutter Don Boscos, ein Porträt Don Carlos von Spanien, Photographieen von ehemaligen Zöglingen, eine Segensurkunde mit dem Namenszuge Leo XIII., ein Diplom vom Abt Plazidus Wolter in Neuron ufm. Ein einfaches, weißes Plakat enthält die vielsagenden Worte: Una sola cosa („Nur eines ist notwendig!“)

Interessant ist ein Brief Don Boscos an seinen „geliebten Sohn“ mit Verhaltensmaßregeln für die Führung seines Amtes als Vorgesetzter. Ein Satz lautet: „Suche mehr geliebt als gefürchtet zu werden!“ Um diese Anweisungen stets vor Augen zu haben, hat sie Don Rua unter Glas und Rahmen getan.

In einem abgestandenen Goldrahmen finden sich auf einem kleinen Blättchen Entschlüsse Don Ruas aus den Exerzitien im Jahre 1847. Sie lauten:

1. Jeden Tag ein Besuch des Allerheiligsten.
2. Jede Woche eine kleine Abtötung und Empfang des heiligen Bußsakramentes.



Don Bosco auf dem Sterbebette.

3. Jeden Monat einmal Vorbereitung auf einen guten Tod.  
 4. Herr, gib, was Dir gefällt und verlange, was Du willst.

durch Don Ruas Hand darüber kommen, ruhen in der Schublade einer alten Kommode. — Mit Gefühlen der Bewunderung und



Mittagspause des Schäfers.

Auf einer Kommode sind in bester Ordnung allerlei Andenken aufgestellt: eine Reliquie des Jugendapostels Philipp Neri, ein Papierbildchen Leo XIII., unter einer Glasglocke wohl verwahrt. Von der Askese Don Ruas redet seine Schlafstätte: ein Stuhl mit Matrazenstücken belegt. Leintuch und Decke, die des Abends

Berehrung für den Generalobern der Salesianer verläßt man dieses Gemach und ein uns wohl bekannter deutscher Schriftsteller äußerte sich dabei: „Wenn ich in meinem Leben einen Heiligen sah, so ist's offenbar Don Rua in Turin gewesen.“

Schluß folgt.

## Eine lehrreiche Erinnerung.

Es sind jetzt 35 Jahre her, daß in Deutschland der Kulturkampf — ein Kampf gegen die katholische Kirche — begann. Jene Katholiken, die ihn miterlebten, mifßfühlten und am eigenen Leib zu spüren bekamen, sterben nach und nach und neue Generationen sind da, die nichts mehr davon wissen und sich vom Kulturkampf keine Vorstellung machen können. Diesen als lehrreiche Erinnerung Tatsachen aus jener Zeit immer wieder vorzuführen ist daher am Platze, um so mehr, da es einflußreiche Leute und ganze Vereine in Deutschland gibt, die danach dürsten, jene traurigen Zeiten für die deutschen Katholiken wieder zurückzurufen, wenn sie nicht an der Macht der Einigkeit der deutschen Katholiken das erste Hindernis erblickten.

Zufolge der Kulturkampfgesetze fehlten im Jahre 1881 in Preußen von 4627 Pfarrern und 3812 Hilfsgeistlichen nicht weniger als 1125 Pfarrer und 2645 Hilfsgeistliche; ganz verwaist waren 601 Pfarren mit 646 000 Seelen, halbverwaist außerdem 584 Pfarren mit 1 501 000 Seelen. Von den Bischöfen waren im Gefängnis oder Exil die Bischöfe von Posen und Köln, die Bischöfe von Münster, Baderborn und Trier, der Weihbischof von Posen und Gnesen. Ihres Amtes wurden „entsetzt“ eben dieselben bis auf den Bischof von Trier, der während des eingeleiteten Verfahrens starb, der Fürstbischof von Breslau und der Bischof von Limburg. In ihren Residenzen verblieben, jedoch bis auf die fahlen Wände wiederholt gepfändet, alle andern Bischöfe in Preußen. Nach und nach wurden alle bischöflichen Anstalten vom Knabenseminar bis zum Priesterseminar geschlossen (so wie jetzt in Frankreich). In den ersten vier Monaten des Jahres 1875 hatte man infolge des Kulturkampfes zu Geld- und Gefängnisstrafen verurteilt: 241 katholische Geistliche, 136 katholische Redakteure und 210 katholische Bürger! Wie hoch die Strafen sich aufstiegen, sieht man an folgenden Zahlen: der Erzbischof von Köln hatte 29 500 Taler Geldstrafe erhalten, der Bischof von Trier 30 450 Taler, der Bischof von Münster 4700 Taler. Außerdem fanden in derselben Zeit statt: 30 Konfiskationen, 55 Verhaftungen, 74 Hausdurchsuchungen, 103 Ausweisungen, 55 Auflösungen von Versammlungen! Alles in vier Monaten! Und weshalb diese Verurteilungen? Mehrere Priester erhielten Strafen, weil sie die Absolution verweigert hatten (z. B. Kaplan Bruns in Geldern ein Monat Gefängnis, weil er einen Bürgermeister nicht absolviert haben sollte).

Die materiellen Opfer des Kulturkampfes waren auch nicht gering. Durch die Vertreibung von Orden allein entstand in 228 Gemeinden eine Erhöhung der Armen- und Schullasten von rund 1 Million Mark pro Jahr; der den Gemeinden und Klöstern entzogene Gewinn war im Jahre 2 700 000 Mark; rund 2 Millionen Mark hiervon flossen ins Ausland. Das neue Schulaufsichtsgesetz kostete 1½ Millionen Mark mehr. Man berechnet die jährlichen Mehrausgaben auf 6 Millionen Mark. Die Katholiken aber hatten noch besondere Ausgaben und Extrasteuern zu leisten, wie Strafgebühren und Preßkosten, Errichtung neuer Gotteshäuser, Anschaffung neuer Paramente, erhöhte Ausgaben für wandernde Seelsorger und die Ausgaben für die „Sperrlinge“ (Geistliche, denen der Staat das Gehalt sperrete); dies sind insgesamt 2 300 000 Mark. Der Kulturkampf schädigte also nicht nur das moralische Volkswohl, sondern auch das Nationalvermögen um jährlich 8 300 000 Mark. In der Stadt Münster allein waren infolge des Kulturkampfes die Einnahmen um über 1 Million Mark geringer geworden. Diese wenigen Zahlen sprechen für sich selbst und müssen der jüngeren Generation immer wieder ins Gedächtnis gerufen werden als lehrreiche Erinnerung.



## Ein Häfeler'sches Frühstück.

In Nummer 9 des „Raphael“ 1906 haben wir den Generalfeldmarschall Grafen v. Häfeler, ehemaligen Kommandanten des 1. Westfälischen Infanterie-Regiments, als Vorbild in Selbstzucht und Willensenergie den Lesern vorgestellt. Ein ganzer Anekdoten- und Sagenkranz hat sich um den vorzüglichsten der gegenwärtigen deutschen Generale gebildet und eben erscheint in Metz ein hübsches Buch „Graf Häfeler-Anekdoten von Friedrich Sport- ledern“, dem wir folgende amüsante Geschichte entnehmen:

Die Enthaltbarkeit und Diät des Grafen Häfeler ist sprichwörtlich geworden. Was ein Häfeler'sches Frühstück bedeutet, mögen die folgenden Zeilen erzählen. Von Berlin aus war ein königlicher Prinz zur Teilnahme an einer Kavallerieübungsreise im Bereiche des 16. Armee-Korps abkommandiert. Beim Empfang in der

Wohnung des Grafen Häfeler wird er vom Kommandierenden auf verschiedene Einzelheiten aufmerksam gemacht und nimmt sich schließlich die Freiheit, den Grafen zu einem Frühstück im Grand Hotel einzuladen. Der Graf nimmt an und bei der Verabschiedung bittet er, als Revanche das Frühstück bei der Uebung am folgenden Tage stellen zu dürfen. — Die königliche Hoheit nimmt ahnungslos an. Am Nachmittag ergeht an alle Teilnehmer die Mitteilung, daß der Kommandierende bei der Uebung ein Frühstück servieren läßt und daß die Herren sich deshalb mit diesem für den Kriegesfall nebensächlichen Ballast nicht zu beladen brauchen. Der Prinz war ein starker Esser. Die Uebung hatte einen sehr länglichen Charakter und der Prinz wurde hierhin und dorthin gesehelt, als ob er ein ganz gewöhnlicher Dragoner sei. Was er seit langem nicht mehr gehabt hatte stellte sich ein: Hunger. Erst ein leises Ziehen in der Magengegend, dann aber gebärdeten sich die Gedärme wie bissige Schlangen. Es stellte sich ein Wolfshunger ein, der nur durch die Aussicht auf das zu erwartende splendide Frühstück auszuhalten war. Auch den andern Offizieren ging es ebenso. Königliche Hoheit zog alle Augenblicke die goldene Reperitour, aber Graf Häfeler ließ sich durch das feine Schlagen der Uhr nicht stören. Die Sonne stieg höher und höher, der Schatten der Nase fiel senkrecht auf den Mund — ein Zeichen, daß die Mittagsstunde heran-nahte. Der Prinz hielt verzweifelt Ausschau nach dem Proviant, sah jedoch nichts. Aber er schwieg.

Endlich stoppt der unermüdete Graf ab. Die Herren steigen ab, stehen im Kreise herum, jeder wartet innerlich voll Ungebuld auf das Frühstück. Endlich kommt eine Stabsordonnanz, welche zwei große Satteltaschen vollbepackt am Gaul hängen hat. Er öffnet und verteilt an jeden Herrn eine in Seidenpapier gehüllte Kugel, ein anderer Soldat gibt jedem Herrn ein sauber blinkendes Glas voll Wasser. Als die Herren die Seidenpapierhülle lösten, kam ein einziger schöner rotbackiger Apfel heraus. Mit einem nicht wieder zu gebenden Gefühl betrachteten die Offiziere dieses Frühstück. Graf Häfeler aber begleitete seine Einladung mit den Worten: „Die Verminderung des Gepäcks muß mit der Selbstzucht Hand in Hand gehen. Für königliche Hoheit habe ich zwei Äpfel mitbringen lassen.“

An das Häfeler'sche Frühstück dachte der Prinz jedoch noch, als er wieder in Berlin war.



## Wie man einander anredet.

Von Gottfried Kessler.

Von Interesse ist der Gebrauch der Anredeformen Du, Ihr, Sie, Er zu den verschiedenen Zeiten und in den einzelnen persönlichen oder gesellschaftlichen Verhältnissen.

Die geläufigsten und vorzüglichsten Arten der Anrede sind das „Du“ und das „Ihr“. In deutscher Sprache redet zuerst Dsried den Bischof Salomon in seiner Widmung der Evangelienharmonie mit ir an. Im Annelied wird gesagt, daß man den Julius Cäsar, um ihn zu ehren, geihrt habe. In der Kaiserchronik duzt der Papst den Kaiser und wird von ihm geihrt. Bei den Friedensverhandlungen zwischen Schwyz und Zürich nach der Schlacht bei Ragaz (1446) sprach — wie der Chronist Bültinger erzählt — der Schwyzer Almann Abberg zum Zürcher Gesandten Hans v. Rechberg: „Hans, ich sollte dich ihren; so (doch) hat es jeku nit suog, doch schadet es dir an deinem adel nüt und mir an meinen matten zu Schwyz auch nüt“ usw. Mit ir und lieber Herr und Bruder redet 1585 M. Sud seinen geistlich gewordenen Bruder an, wie es noch heute in katholischen Gegenden die Sitte fordert. Bei der Beeidigung wurde (um dieselbe Zeit) in Schaffhausen ein Käufer mit Du, ein Bürgermeister mit Ihr angedredet. „König“ Johann von Leyden gebraucht in einem Briefe an den Landgrafen Philipp von Hessen die Anrede: „Lieber Lips“. Aus sogenannten „Rethoriken“ des 16. Jahrhunderts läßt sich umständlich ersehen, wie es mit dem ihrzen und duzen gehalten wurde. Die Straßburger, 1511 gedruckte, erteilt folgende Anweisungen: Der Kaiser duzt alle Geistlichen bis an den Papst, die Geistlichkeit ihrzt sich in ihren Schriften, ebenso ihrzen sich gleiche weltliche Fürsten und Grafen. Ritter werden von Fürsten geihrt. Alle Edelleute duzen einander; wen sie nicht für edel halten, den ihrzen sie, „zu merken, daß er ein Bürger oder nit tuzens von inen guoß sei“. Keinem unedlen Mann, wie hoch verdient oder verfreit er sei, geziemt es, einen Edelmann zu duzen, er sei ihm denn nahe verwandt. Kinder ihrzen ihre Eltern, doch die Kinder der Edelleute duzen. Eltern duzen ihre Kinder, solange sie nicht in einen höhern Stand treten. Der Zürcher

Dichter F. W. Simmler gebraucht 1652 in seinem Ehrengedichte an den Bürgermeister Waser Ihr. Leopold Ehsat, Luzerns gelehrter Stadtschreiber, empfiehlt 1661 seine geliebte Vaterstadt dem Schutze Mariens mit den Worten: „Maria, du edle Jungfrau-From, ich bitt' land Euch bevohlen syn ein Statt Lucern.“ Der bedeutendste deutsche Epigrammatiker, Friedrich v. Logau (1605 bis 1655), fand an der Sitte des Ihrzens kein Gefallen und beauftragte dieselbe in folgendem Sinngedicht:

Ih's deutscher Art gemäß mit Worten so zu spielen?  
Wir heißen einen Ihr und reden wie mit vielen.

Unter Eheleuten war schon zur höfischen Zeit das Ihrzen üblich und erhielt sich, besonders in vornehmern Kreisen, bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts. Der Baseler Professor Felix Platter erzählt 1612 in seiner Autobiographie u. a.: „Darumb ich meine frau auch lange Zeit nit geduzt, sunder geihrt, das mein vatter nit gern sach.“ Auf dem Bauernlande geschieht es heutzutage noch etwa, daß Ehefrauen ihre Männer ihrzen, hauptsächlich dann, wenn die Frau um viele Jahre jünger ist als ihr Eheherr.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts fand eine neue Art der persönlichen Anrede, das Erzen, dessen erste Spuren bereits zwischen 1680 und 1690 aufgetaucht waren, häufige Anwendung. Um 1780 stand es diesbezüglich folgendermaßen: Der Edelmann erzte seinen Gerichtshalter und Pfarrer, Friedrich der Große seine höhern Zivil- und Militärbeamten, der Amtmann den Büttel, der Lehrer den Schüler, der Schwiegervater den Eidam (Herr Sohn), der Ehemann siezte (Singular) seine Frau in vertraulicher Laune, er wurde dem Handwerksmeister zuteil, ihr bekamen Handwerksgefell, Fuhrmann, Gärtner, Soldat, Bauer, Knecht und Magd; du war für alle Dienstboten ein Zeichen längerer Vertraulichkeit. Sie erhielten alle, die vom Anredenden weder abhängig, noch ihm näher vertraut waren. Die ländliche Bevölkerung hielt in vielen Gegenden, wie heute noch, am alten Du fest. In die edle Poesie fand Sie keinen Eingang, wohl aber Ihr und Er. Goethes „Hermann“ ihrzt seine Eltern, in Voß' „Luise“ erst der Pfarrer den Schwiegerohn. Klopstock redet in den Briefen, welche er an seine Mutter richtet, die letztere mit Sie an, Goethe und Schiller gebrauchen in ihrem gegenseitigen Briefwechsel Sie. Die durch ihren literarischen Streit mit Gottsched bekannt gewordenen Züricher Gelehrten Breitinger und Bodmer dagegen bedienen sich in ihrer Korrespondenz des Ihr. Die letztgenannte Form der Anrede wurde überhaupt in der Schweiz damals und noch später unter Gebildeten häufig verwendet. In der Anstellungsurkunde des Rates der Stadt Zürich an den herzoglich Meiningischen Bauinspektor J. Feer wird (1805) derselbe mit Ihr angeredet. Der Deutsche Lehmann stößt sich (im Jahre 1799) daran, daß in Graubünden die Fremden vom Adel, obwohl sie zwar gastfreundliche Aufnahme erfahren, es sich müssen gefallen lassen, mit Ihr angeredet zu werden. In dieser Beziehung erging es jedoch 1814 selbst dem Kaiser Alexander von Rußland anlässlich seines Besuches des Rheinfalls nicht besser, indem ihm der Schiffer, als er in dem schwankenden Rahn aufstehen wollte, zurief: Hocked ab, Majestät! („Setzet euch, Majestät!“)

Vielen ländlichen Zungen, die an das vertrauliche Du gewöhnt sind, fällt es — wie bereits bemerkt — heutzutage noch schwer, im Verkehr mit Höhergestellten (Pfarrer, Arzt, Beamten usw.) sich des feinen Wörtchens Sie oder auch nur des Ihr zu bedienen. Ein Beispiel mag das eben Gesagte erläutern: Zu einem Herrn, der in Berlin Minister ist und sich während der Ferien mit Vorliebe im Appenzeller Lande aufhält, verfügte sich ein Innerrhoder, um ihm den Zins zu bringen; noch ehe er von Hause fortging, wurde dem Manne eingepreßt, er dürfe zu dem vornehmen Herrn nicht Du sagen, wie es bei ihnen gebräuchlich sei, sondern Ehr (Ihr). Als der Zinsmann in den Hofraum der Villa trat, lag ein großer Hund über dem Wege, der ihn am Weitergehen hinderte; er rief ihm mit lauter Stimme zu: Ghöred, ghönd Er do äweg! („Höret, geht Ihr da weg!“) — Der Hausherr, der gerade zum fenster hinaus sah, fragte den Bauern: „Bitte, warum sagt Ihr zu dem Hunde Ehr?“ — Ebe wil's din Hond ist! („Eben, weil es dein Hund ist!“) war die Antwort.

## Die „Mutteruhr“ zu Greenwich.

Von D. Veit.

Greenwich (sprich Griechuiddsch), wenige Meilen östlich von London an der Themse gelegen, gehört zu den alten historischen Städten Englands. In einem königlichen Palaste daselbst, der heute nicht mehr existiert, wurden Heinrich VIII., Maria Tudor und die Königin

Elisabeth geboren. Doch nicht von seiner Geschichte, seiner Seemannsschule, seinem Parke will ich erzählen, sondern von dem berühmten astronomischen Observatorium, das König Karl II. 1676 gegründet hat.

Als wir das Observatorium besuchten, war der bekannte Astronom Airy, ehemals Professor der Universität zu Cambridge, Direktor der Sternwarte; er war ein Greis von über 60 Jahren und seiner Freundlichkeit verdanken wir einen genauern Einblick in dieses Heiligtum der Wissenschaft.

Wir übergehen die zu streng astronomischer Beobachtung bestimmten Räume und treten in einen ebenerdigen Raum im ältesten Teil des Gebäudes ein. Hier befindet sich in einem großen Käfige von Mahagoniholz die sogenannte „Mutter-Uhr“, welche nicht nur für England, sondern auch für einen großen Teil der Zeitmesser aller seefahrenden Nationen als Regulator dient.

Sie hat eine doppelte Bestimmung. Erstens selbst die Zeit genau anzugeben und zweitens dieselbe Fähigkeit andern Uhren zu verleihen. Darum heißt sie auch moter-clock (die bewegende Uhr), weil sie, nebst vielen andern weit entfernten, im Observatorium selbst sieben Töchter besitzt, denen sie alle die Bewegung verleiht. Ihre äußere Erscheinung ist ehrwürdig, wie es sich für eine so patriarchalische Matrone ziemt. Alles an ihr ist ernst, aber altmodisch. Das Zifferblatt zeigt drei konzentrische Kreise, wovon der eine den Stunden, der zweite den Minuten und der dritte den Sekunden gewidmet ist; und jeder Kreis hat seinen besondern Zeiger. Die Ziffern der Stunden laufen wie bei den ältesten italienischen Uhren von 1—24, denn der astronomische Tag bedeutet den Zwischenraum von zwei aufeinander folgenden Mittags- oder Mitternachtsstunden. Hier lebt und webt in majestätischer Einsamkeit diese Ahnfrau aller Chronometer und gibt in ewig gleichmäßigem Pendelschlage der Welt bis an die Grenze des Erdballs die Zeit an. Wie aber, wenn sie krank würde, diese alte Großmutter-Uhr? Am Ende ist sie ja doch nur ein Produkt der Menschenhand, die noch nie etwas Unfehlbares erzeugen konnte. Dies geschieht auch in der Tat zuweilen, wenn auch die Unregelmäßigkeiten, die sie sich zuschulden kommen läßt, nur kleine Bruchteile von Sekunden ausmachen; aber dafür hat diese königliche Uhr auch ihren eigenen Leibarzt, der sie Tag und Nacht beobachtet und bewacht und ihre Störungen auf magnetischem Wege, durch Verlängerung oder Verkürzung des Pendels zu heben weiß, da ihr Gang durch diese Operation entweder aufgehalten oder beschleunigt wird. Die Manipulation geschieht aber nicht in dem Saale selbst, in dem die Uhr sich befindet. Aus der Entfernung wird sie von ihrem Leib-Magnetiseur kuriert und zwar ohne daß der Finger des Arztes die Ehrwürdige jemals zu berühren wagte. Ein eigens dazu bestimmter Beamter, welcher der Ober-Intendant der Uhr ist, sitzt ruhig an seinem Pulte im „Rechenzimmer“ des Institutes und hat zwei Uhren, in der Größe gewöhnlicher Chronometer, vor sich liegen, die er Tag und Nacht aufmerksam beobachtet; die eine bezeichnet den Durchgang der Sterne durch den Meridian von Greenwich (transit-clok) und die andere ist eine Miniatur-nachahmung der „Mutter-Uhr“ (moter-clock), von der wir eben sprachen. Die erstere bezeichnet die Stunden des sideralen oder „Sternen-Tages“, die andere die des Erd- oder Sonnen-Tages.

Was tut nun jener Oberintendant der Uhr? Er vergleicht unausgesetzt die vor ihm liegenden beiden Uhren, die mit ihren, in entfernten Sälen befindlichen gleichartigen Schwestern durch unsichtbare magnetische Fäden in Verbindung stehen. Die erstere zeigt ihm die unfehlbare Zeit an, die der Sterne, und gibt ihm somit die Möglichkeit an die Hand, die Unregelmäßigkeiten im Gange der zweiten, wenn solche vorkommen, alsogleich zu korrigieren. Mit Hilfe magnetischer Strömungen verkürzt oder verlängert er den Pendel der „Mutter-Uhr“ und reguliert damit nicht bloß deren Gang, sondern auch den Gang sämtlicher Uhrsysteme im ganzen Observatorium.

Die einzige Uhr dieses Systems, welche dem Publikum zur Benützung frei steht, ist jene oberhalb des Eingangs nach der Parkseite. Vor ihr stehen zu jeder Tagesstunde zahlreiche Engländer, gravitatisch damit beschäftigt, die Taschenuhren mit dieser Muster-Uhr zu vergleichen. Um die Mittagszeit ist der Park von Greenwich auch stets von einer Masse Neugieriger erfüllt, die ihre Blicke nach einer großen schwarzen Kugel richten, die sich auf dem östlichen Turme des Observatoriums befindet. Fünf Minuten vor 1 Uhr steigt diese Kugel die Höhe eines Mastes hinan, von wo sie mit dem Schläge Eins jählings wieder herabfällt. Wir wollen den Mechanismus dieses Vorganges sogleich erklären.

In einem ebenerdigen Gange wird von einem Arbeiter ein Rad gedreht, das mit einer Kette in Verbindung steht und infolge dieser kombinierten Wirkung wird auf rein mechanischem Wege die schwarze Kugel vom Dache auf die Höhe des Mastes gehoben. Wenn dies

geschehen ist, dann hat keine menschliche Hand mehr sich an dem Vorgange zu beteiligen; denn alles andere ist das Werk der Mutter-Uhr. Mit dem Schlage „Eins“ trennt sich nämlich eine der galvanischen Ketten, deren das Uhrwerk ziemlich viele besitzt, mit großer Festigkeit, als wäre sie gebrochen und in dem nämlichen Augenblick hört man auch schon den Fall einer schweren Masse auf das Dach des Gebäudes. Es ist dies der Fall der schwarzen Signal-Kugel.

Aber nicht bloß die neugierigen Spaziergänger im Parke zu Greenwich betrachten diesen Vorgang mit Interesse; von einem viel höhern Interesse ist er für alle Schiffe, welche eben in der Themse oder in den benachbarten Docks vor Anker liegen. Jeder Kapitän vergleicht in diesem Augenblicke seinen Schiffs-Chronometer mit der telegraphischen Anzeige der Zeit von Greenwich, damit sein Instrument derart reguliert, auf offenem Meere ihm zur Bestimmung der Längengrade exakt dienen könne. Auch im kleinen Hafen von Deal am Kanal befindet sich auf einem alten Turme ein solches Zeitsignal, dessen Kugel gleichzeitig mit der auf dem Dache zu Greenwich, durch eine elektrische Strömung, die von der Mutter-Uhr mit dem Schlage Eins ausgeht, auf ähnliche Weise in Bewegung gesetzt wird. Allein kaum ist in Deal die Kugel gefallen, so bringt diese selbst wieder eine elektrische Rückströmung in Gang, welche den Intendanten der Mutter-Uhr in Kenntnis setzt, daß in Deal nicht minder wie auf dem Dache des Observatoriums die Kugel ihre Schuldigkeit getan habe.

Nach demselben System konstruierte automatische Kugeln fallen zur selben Sekunde auch auf den Türmen von „Strand“ und vom Kornhill in London, sowie von dem in Liverpool herab. In New-Castle, Shields und auch an andern Orten ertönt um dieselbe Sekunde ein Kanonenschuß, der nur durch die magnetische Wirkung der Mutter-Uhr in Greenwich gelöst wurde. Im Augenblicke der Detonation braust dann auch der Eisenbahnzug aus dem Bahnhofe, denn die sogenannte „Eisenbahnzeit“ aller großbritannischen Bahnen richtet sich nach der Mutter-Uhr von Greenwich. So schickt dieselbe z. B. von Sekunde zu Sekunde einen elektrischen Strom an den Bahnhof von London-Bridge, der bestimmt ist, eine durch sie regulierte Uhr der South-Eastern-Eisenbahngesellschaft richtig zu stellen. Auch die Uhr des Oberpostamtes in Saint Martin-le-Grand zeigt in ihren Stunden, Minuten und Sekunden nur das Resultat ununterbrochener galvanischer Strömungen, die von der Greenwicher Mutter-Uhr zu ihrem innersten Betriebe führen und mancher reiche Bankier in der City sieht infolge eines ähnlichen, freilich ziemlich kostspieligen Mechanismus, die genaue Zeit von Greenwich auf dem Zifferblatt der Uhr, die oberhalb seines Pulses prangt.

Das System der telegraphischen Verbindung ist bei den öffentlichen Londoner Uhren sogar wechselseitig und ein rückkehrender Strom benachrichtigt die Beamten in Greenwich stets von der Differenz, welche der hinlaufende bei der betreffenden Uhr gefunden hat. Der Direktor versichert, daß er eine Uhr, die nicht pünktlich antworten würde, nicht unter seiner Leitung behalten wollte und als wir eben bei einem galvanischen Apparate vorbei kamen, sagte er mir: „Soeben berichtet mir die Postamtsuhr, daß sie sich wohl befinde bis auf den kleinen Umstand, daß sie um das Zehntel einer Sekunde voraus sei; übrigens unterläßt es keine der Londoner öffentlichen Uhren, mich zweimal täglich von dem Stande ihrer Gesundheit derart in Kenntnis zu setzen.“

Ist es unter solchen Verhältnissen ein Wunder, daß die Pünktlichkeit bei den Engländern heute nicht mehr als eine Tugend, sondern als eine Pflicht betrachtet wird? Und haben jene unrecht, welche behaupten, die Pünktlichkeit sei die Seele des Geschäftes?



#### Schäfers Mittagsrast.

Zum Bilde Seite 325.

Wer in der Schwäbischen Alb, auf der bayerischen Hochebene oder in der Lüneburger Heide gewandert, der hat ein solches Bild schon oft in Wirklichkeit erblickt. Bis tief in den Winter hinein harret der Schäfer mit seiner stillen Herde auf der Flur aus und selbst zu Weihnachten sind wir ihr begegnet, als lebhafteste Erinnerung an das Dirtenfeld zu Bethlehem. Eine eigene Poesie liegt darüber; freilich, den Schäfer selbst darf man danach nicht immer fragen und auch das Sinnbild der Geduld würde zuweilen, wenn es denken und reden könnte, nicht poetisch von seiner Behandlung und von der mageren Weide sprechen, an der es hungerig herumknuspert und die es zuweilen aus dem Schnee zu schwarzen hat. — Es ist ein auffallender Zug, daß jenes Tier, das Symbol der höchsten Liebe geworden, bei den Menschen vielfach am wenigsten auf Varmherzigkeit zu rechnen hat.

### Dies und Das.

**Ein Trinkgeld für den Erzherzog.** Der jüngst verstorbene Erzherzog Joseph, der sich in Ungarn wegen seiner Einfachheit und Verablassung schwärmerischer Verehrung erfreute, pflegte in seinem Altsuther Park selbst Gärtnerarbeiten zu verrichten. Einst war er gerade damit beschäftigt, auf einem großen Baum sitzend, einen Ast abzulegen, als einige Ausflügler herbeikamen, die ihn, in der Meinung, sie hätten einen Arbeiter vor sich, fragten, ob sie den Park besichtigen könnten. Der vermeintliche Gärtner stieg sofort selbst vom Baume herab und führte die Fremden im Garten herum. Er erklärte ihnen alles zu ihrer vollsten Zufriedenheit, so daß sie ihm schließlich einen Gulden als Trinkgeld in die Hand drückten. Bevor sie Abschied nahmen, fiel es dem einen ein, ob sie nicht auch den Erzherzog sehen könnten. — Nichts leichter als das,“ erwiderte Erzherzog Joseph; „er steht ja vor Ihnen!“ — Den Gulden aber gab der Erzherzog nicht zurück; er verteilte ihn unter den armen Kindern von Altsuth.

### Lustiges Plätzchen.

**Vorsicht.** Wirt: „Ein sauberes Weinchen, nicht!“ — Gast: „Nun, ich glaub's, wenn man ihn so wäscht!“

**Aus der Schule.** Schulinsektor: „Liebe Kinder! Ich werde euch jetzt Sätze vorlesen, die ihr dann in die Befehlsform umwandeln müßt. Milchbauer! Wie heißt der Satz: „Der Ochse zieht“ in der Befehlsform?“ — Milchbauer: „Hü!“

**Appetitlich.** „Aber Sie haben einen Hund im Laden! Frisst er nicht das Fleisch?“ — Metzger: „Nein, der leckt bloß daran!“

#### Zusammenstellungs-Rästel.

Aus diesen Buchstaben — richtig geordnet — ergeben sich, von links nach rechts und von oben nach unten folgende vier Wörter:

a	a	a	a
l	l	l	.
l	m	n	r
u	u	u	u

1. ein französischer Prinz, in Südafrika gefallen,
2. ein europäisches Grenzgebirge,
3. ein südamerikanisches Kastier,
4. ein Kanzenreiter.

#### Auflösung des Rästels Seite 304:

Reliefpfeiler.

### Fernsprechstelle des Redakteurs.

Hier werden die Fragen der Abonnenten bestmöglichst beantwortet. Die Antwort kann jedoch an dieser Stelle wegen des Druckes der jeweiligen Auflage erst nach 14 Tagen erfolgen. Sind sofortige Antworten erwünscht, so ersuchen wir um Anfrage mittels einer Antwort-Postkarte an den Redakteur. Für briefliche Antwort ist die betreffende Freimarke beizulegen.

**Buchloe:** Leider kann ich keine Zusage melden. Bemerkte Skulptur ist von Hans Sauter. Näheres unbekannt. **Freundl. Gruß!** — **Kustenan:** Für den Rednerklub ist einiges Material abgegangen. Der Würzburger Katholikentag bietet auch wieder klassische Muster. — **Pöscham:** „Drei Abkommen gewonnen!“ Sie seien als Beispiel für jene aufgestellt, die nicht einen suchen. Besten Dank und Gruß! Karte von Maria-Blain hat mich gefreut; noch mehr das Memento. — **Freinsheim:** Wird gelegentlich mit einigen Aenderungen verwendet. Aus dem Leben für das Leben werden Sie zuweilen manches finden. — **München:** „Chrysothomus' Postille“. 74 Predigten aus den Werken des heiligen Chrysothomus. Aus dem Griechischen übersezt von Dr. C. J. Hefele (3. Auflage), erschien 1857 bei H. Laupp in Tübingen. Sie können auch daraus ersehen, wie in 1500 Jahren sich an der katholischen Lehre nicht ein Tüpfelchen geändert hat. Ganz dasselbe wie heute. Ist das nicht auch ein großer apologetischer Gedanke? — **Altenstadt:** Wir waren bei der Installation in G. dabei; diesmal nur im Geiste mit herzlichsten Glückwünschen. — **München (Ziebland-Strabe):** Ist ganz schön, aber vor jenem französischen Autor haben wir seines schlechten Charakters wegen nicht den geringsten Respekt. — **Strebendorf:** Mitteilung hat uns sehr gefreut. Bekanntlich wollten auch der selige Pfarrer von Ars und Don Rua in Turin ursprünglich Schulbrüder werden. „Das Mittel ohne Zweck“ hat doch seinen wichtigen Zweck. Der Mensch ist so vielmals ein Mensch, als er eine Sprache kann. Allen Bekannten viele Grüße! — **Hamburg (Zehland-Strabe):** Ist bereits alles erschienen. Mehr erwünscht! — **Wöden:** Das „Lebe hoch!“ sei dem eifrigen Förderer ebenso herzlich zurückgegeben. „Reze“ angekommen, aber auf passende Zeit zurückgelegt. — **Mautern:** Herzlichen Gruß! Leider können wir in W. nicht dabei sein. — **Kopenhagen:** Für Jörgensen und Krogh-Tønning haben wir großes Interesse. Vielleicht vermehren Sie unser Material über sie, da Ihnen beide so nahe sind. Was von ihnen deutsch erschien, kennen wir bereits.

Redaktionschluss am 26. September 1907.

Alle Rechte vorbehalten.

Herausgeber: Ludwig Auer, Donauwörth.

Für die Redaktion verantwortlich: Joseph Schmidinger, Donauwörth.

Druck und Verlag der Buchhandlung Ludwig Auer in Donauwörth.